

3. Repräsentationspraxis als Analysegegenstand – Repräsentation als Praxis

„At the start of cultural studies as we know it, and more generally of the cultural turn in the human sciences, there was text, but since texts seemed to be transparent carriers of lived experiences and social relations, they tended themselves to remain invisible. Then, with the structuralist critiques of culturalism, all became text in a much more emphatic sense: there seemed to be nothing else in the world. In recent years, a backlash tendency has emerged which aims to get rid of textual mediations in order to revive lived reality in its absolute immediate presence. As textuality once exterminated subjective and objective realities, now there are efforts to kill the text and dance on its grave“ (Fornäs 2000: 45).

In dem Zitat von Johan Fornäs werden Theorieentwicklungen angesprochen, denen ich im Folgenden nachgehen möchte – genauer: die ich auf den nachstehenden Seiten aufgreifen und in etwa dem Sinne problematisieren möchte wie in der zitierten Passage angedeutet: Muss die aktuell zu beobachtende (Hin-)Wendung zu situierten Praktiken, zu Körpern und zu artefaktischer Materialität mit einer Verabschiedung jener ertragreichen Ideen einhergehen, die sich über einen Fokus auf Text, Sprache und allgemeiner die „linguistische Metapher“ (Hall 2000 a: 45) plausibilisieren? Und was kann es heißen und für Folgen zeitigen, wenn wir ‚Text töten und auf dessen Grab tanzen‘ (Fornäs 2000: 45)?

Der Anfang des Zitats von Fornäs kann an die im Zusammenhang mit der Krise der (ethnographischen) Repräsentation vorgetragene Beobachtung erinnern, dass Forschung und wissenschaftliche Textproduktion vor der Krisendiagnose noch zu selten als kontingente und dabei spezifisch-verortete Praxen der Wissensproduktionen in den Blick geraten sind (Berg/Fuchs 1993). Fornäs spielt demgegenüber speziell auf jene innerhalb der Cultural Studies vorgebrachte Kritik an, die ausgehend von einer produktiven „Begegnung mit strukturalistischer, semiotischer und poststrukturalistischer Arbeit“ (Hall 2000 a: 45) gegenüber einem zuvor verbreiteten kultu-

realistischen Paradigma geübt wurde.⁶³ Stuart Hall hat die mit dieser Begegnung in Verbindung zu bringenden theoretischen Fortschritte äußerst kompakt aufgelistet (hierzu auch Göttlich 2001). Er nennt

„die entscheidende Bedeutung der Sprache und der linguistischen Metapher für *jedes* Studium der Kultur, die Ausdehnung der Begriffe Text und Textualität, beide begriffen als Quelle von Bedeutung und als etwas, das der Bedeutung entgeht und sie hinauszögert; die Anerkennung der Heterogenität, der Vielfalt von Bedeutungen, der Kampf darum, die unendliche Semiosis jenseits der Bedeutungen willkürlich abzuschließen; die Anerkennung der Textualität und der kulturellen Macht der Repräsentation selbst, als ein Ort der Macht und der Regulation; des Symbolischen als einer Quelle von Identität“ (Hall 2000 a: 45; Hervorh. im Orig.).

Betrachtet man die aus der benannten Begegnung resultierenden Sichtweisen auf Repräsentation und allgemeiner auf Kultur, die von Hall und weiteren Vertreter_innen der Cultural Studies in der erstmals Ende der 1990er Jahre veröffentlichten Buchreihe „Culture, Media and Identities“⁶⁴ näher ausgearbeitet wurden, unter Einbezug des aktuellen Stands kulturtheoretischer Diskussionen, dann kann ein Fokus auf Repräsentation zugegeben etwas verstaubt anmuten. Vor dem Hintergrund beobachtbarer Theorieentwicklungen und -trends, im Zuge derer Aspekte der Materialität und (korporale) Praxis zunehmend eine zentrale Bedeutung beigemessen bekommen, sehen sich vormalige Gewissheiten jedenfalls herausgefordert. Entsprechendes beobachten dann auch Paul du Gay und Anders Koed Madsen (2013) in der Einleitung zur Neuauflage von „Doing Cultural Stu-

63 Die von Fornäs angedeutete Theoriediskussion/-entwicklung innerhalb der Cultural Studies weist einige Spezifika auf, die nicht ohne Weiteres auf die deutschsprachigen Kontexte qualitativer Kulturforschung und Kulturtheorien übertragbar sind. Grundlegend und ausführlich zu den beiden Paradigmen Kulturalismus und Strukturalismus in den Cultural Studies: Hall (1999 b [1980]). Eine lesenswerte Zusammenfassung der Entwicklungen und Diskussionen, die letztlich zu einem „weniger text-, sondern mehr diskursanalytischen Vorgehen“ (Hepp 2010: 150) innerhalb der Cultural Studies führten, findet sich bei Hepp (2010: Kap. 4). Zu einem Überblick über wichtige interne, auch deutschsprachige Debatten und Positionen der Cultural Studies zudem: Hörning/Winter (1999), Engelmann (1999), Hörning/Reuter (2004) und Marchart (2008).

64 In dieser Reihe ist auch der Band „Representation“ (Hall 2013) im Jahr 1997 erstmals erschienen. Die Reihe war ursprünglich für Studierende gedacht, wurde und wird aber – für die Herausgeber_innen überraschend (du Gay/Madsen 2013: xvi) – wesentlich breiter rezipiert.

dies“ (du Gay et al. 2013), dem ersten Band der „Culture, Media and Identities“-Reihe: Sie stellen die Frage, wie Wenden (*turns*) zu Materialität und Praxis den theoretischen Fokus auf Text, Diskurs und Signifikationsprozesse zukünftig intensivieren, ergänzen oder herausfordern werden (du Gay/Madsen 2013: xviii).

Ich führe in diesem Kapitel zuerst in Grundlagen zu einer wissenschaftlichen Analyse von Repräsentation ein, wie sie insbesondere in den Cultural Studies und speziell von Hall gelegt wurden. Eingegangen wird darauf, inwiefern Repräsentation als historisch-kontingente, bedeutungsgebende, dabei sich material vollziehende Praxis zu fassen ist, deren Analyse über einzelne Texte und die Annahme textautonomer Bedeutung hinausgehen hat (Kap. 3.1). Unter Rekurs auf praxis- sowie diskurstheoretische Ansätze aus dem deutschsprachigen Raum verorte ich Repräsentation anschließend im Rahmen aktueller sozialwissenschaftlicher Kulturtheorien (Kap. 3.2). Ich schließe mit Betrachtungen dazu, wie im Rahmen kulturanalytischer Forschung Texte als Repräsentation in den rekonstruktiv-analyisierenden Blick gerückt werden können – und von mir im Zuge meiner empirischen Forschungspraxis zu diesem Buch konkret in den Blick gerückt wurden (Kap. 3.3).

Die Überlegungen dieses Kapitels drehen sich letztlich auch um die Frage, wie mit Repräsentation und Text zu verfahren ist, welchen Stellenwert diese in einer kultur- und speziell praxisanalytischen (Sozial-)Theorie und Methodologie einnehmen können. Wenn ich die praxisanalytischen Potentiale von Repräsentation diskutiere, interessiert mich dabei weniger, ob Hall und andere in ihren Ausführungen zu Repräsentation konsequent praxistheoretisch argumentiert haben. Ich gehe vielmehr davon aus, dass die Rede von Repräsentations*praxis* in den verschiedenen Studies begründet ist, um darauf aufbauend einige weiterführende Optionen herauszuarbeiten.

3.1 Poetik – Politik – Materialität: Kritische Analysen von Repräsentation

Konstitutiv für das Gros an Repräsentationsanalysen und -kritiken ist das Verständnis von Repräsentation als einer im weiten Sinne sprachlichen Praxis der Bedeutungs- und Wissensproduktion.⁶⁵ Repräsentation materia-

65 Sprache ist nicht auf das gesprochene oder geschriebene Wort beschränkt, sondern meint jedwedes Repräsentationssystem, in dem über die Relationierung von Zeichen die soziale Bedeutung der Welt und aller ‚Dinge‘ (Objekte, Personen, Ereignisse usw.) in der Welt ermöglicht wird (du Gay et al. 2013: 12).

liert sich in Texten und anderen kulturellen Artefakten, ohne dass damit Bedeutung endgültig fixiert würde. Shani Orgad (2012: 17–18) stellt für mediale Repräsentationen fest:

„When we talk about media representations we are referring to *texts* (in the broad sense, which include images) that circulate in the media space and carry symbolic content: news photographs and articles, advertisements, radio programmes, YouTube videos, blogs, Facebook pages, etc. ‚Representation‘ refers to the process of re-presenting, the process by which members of a culture use systems of signs to produce meaning. This highlights that representation is an active process of meaning production, the products of which are media representations. The study of media representations brings together these two meanings: it centres on analysing representations as *texts*, by looking at their textual, auditory, visual and discursive properties, in order to establish a better understanding of the ‚work‘ [...] that they do, that is, the *process* of producing meaning“ (Hervor. im Orig.).

Zu berücksichtigen ist folglich die (mindestens) doppelte Stoßrichtung von Repräsentation und vieler empirischer Repräsentationsanalysen: Repräsentation ist als Praxis der Bedeutungskonstitution von Interesse, wobei daran gekoppelte materiale Repräsentationen, verstanden als konkrete (Medien-)Texte bzw. Kulturprodukte, in den Blick geraten (Lidchi 2013: 120). Mit anderen Worten: Repräsentationsanalysen werden konventionell als eine Analyse von Texten betrieben (etwa von Zeitungsartikeln, Fotografien, Filmen, Plakaten, Reality-TV-Formaten), wobei davon ausgegangen wird, dass sich in solchen kulturellen Artefakten „die Prozesse des Auswählens, Ordnen, Hervorhebens und Weglassens [manifestieren], welche jemanden oder etwas auf bestimmte Art und Weise dar- und herstellen und somit Dingen eine spezifische Bedeutung geben“ (Fürstenberg 2012: o. S.). Zugrunde liegt hier ein konstruktivistischer Begriff von Repräsentation. Hall (2013 b: 10–11) konkretisiert diesen, indem er ihm einen mimetischen Repräsentationsbegriff einerseits und einen intentionalistischen andererseits gegenüberstellt. Ein mimetisches Verständnis setzt dabei voraus, dass Repräsentation ein mehr oder weniger adäquates Abbild der Realität darstellt, während einem intentionalen Repräsentationsverständnis folgend die Bedeutung von Repräsentation mit den (Aussage-)Intentionen der Urheber_innen, Produzent_innen, Autor_innen zusammenfällt. Konstruktivistisch gewendet stellen Repräsentationen hingegen nicht einfach dar oder spiegeln wider, sondern geraten stattdessen als Wirklichkeitskonstruktionen und als Praxen der Wissensproduktion in den Blick. Betrachte

ich demzufolge als Forscherin einen Text *als Repräsentation* (wobei Repräsentationsanalysen ihr Interesse kaum auf isolierte Texte beschränken), dann wird dieser für mich gewissermaßen opak (Angermüller 2007: 309; Ebert 1986); Text interessiert nicht als eine Art Fenster zur Welt oder zu den auktorialen Intentionen, sondern als konkrete Praxis und hinsichtlich des Wie der Bedeutungsproduktion.

Die Kunstwissenschaftlerin und Visual Culture-Forscherin Johanna Schaffer (2008) legt ihrer repräsentationskritischen Analysepraxis eine Definition von Hall (2004 b [1982]: 60) zugrunde, die besagt, dass Repräsentation eine „aktive Arbeit des Auswählens und Präsentierens, des Strukturierens und Formgebens [ist]: also nicht einfach Übermittlung einer bereits existierenden Bedeutung, sondern die aktivere Tätigkeit des *Dinge-etwas-bedeutens-Machens*“ (zitiert in der Übers. von Schaffer 2008: 79; Hervorh. im Orig.). Die Rede von einer aktiven Arbeit des Auswählens und Präsentierens klingt zugegeben so, als würden intentional handelnde Produzent_innen vorausgesetzt. Abgerufen werden soll mit der Formulierung „work of representation“ (Hall 2013 b: 14) jedoch eine andere Idee: Insofern Repräsentation als Praxis der Konstruktion von Wirklichkeit sowie der Produktion von Bedeutung und Wissen zu verstehen ist, wird diese als je historisch und kontextuell kontingente Selektionsarbeit begriffen. Folglich werden Welten, Ereignisse, Gruppen usw. nicht notwendigerweise so repräsentiert, wie sie repräsentiert werden – aber auch nicht willkürlich. Und genau besehen wird nicht nur das Repräsentierte in Prozessen der Repräsentation hergestellt, sondern erzeugt werden „über zur Verfügung stehende Deutungsmuster Betrachtete, Betrachtende und der Prozess der Betrachtung“ (Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: 81). In diesem Sinne verrät Repräsentation tatsächlich einiges über die beobachtende bzw. repräsentierende Instanz, vielleicht sogar mehr über sie als über das Beobachtete (Wucherpennig/Strüver/Bauriedl 2003: 71; Mayr 2007: 324).

Empirische Repräsentationsanalysen nehmen vor allem bei strukturalistischen, semiotischen, diskursanalytischen, poststrukturalistischen, dekonstruktiven und/oder psychoanalytischen Ansätzen Anleihen (Hall 2013 a, 2013 b; Figge 2016; Prinz/Reckwitz 2012). Um sein Verständnis von Repräsentation genauer aufzuschlüsseln, rekurriert Hall im Grundlagenkapitel „The Work of Representation“ (2013 b) vor allem auf semiotische und diskursanalytische Ansätze, welche er beide explizit als konstruktivistische Perspektiven auf Repräsentation fasst (Hall 2013 a: xxii). Nach Hall (2013 a: xxii) steht bei semiotischen Analysen die Frage nach dem Wie von Bedeutungsproduktion im Vordergrund (*poetics*), während Diskursanalysen den historisch-spezifischen Verflechtungen und Effekten von Diskurs,

Wissen und Macht sowie Subjektivierungsprozessen größere Aufmerksamkeit schenken (*politics*) (hierzu auch Lidchi 2013; Schaffer 2008). So formuliert Hall (2013 a: xxii) den Mehrwert, der diskursiven gegenüber semiotischen Zugängen zugesprochen werden kann, wie folgt:

„The emphasis in the *discursive* approach is always on the historical specificity of a particular form or ‚regime‘ of representation: not on ‚language‘ as a general concern, but on specific *languages* or meanings, and how they are deployed at particular times, in particular places. It points us towards greater historical specificity – the way representational practices operate in concrete historical actions, in actual practices“ (Hervorh. im Orig.).

Die beiden Ansätze der Analyse von Repräsentation – der insbesondere in Anlehnung an Roland Barthes verfolgte semiotische Ansatz einerseits und der wesentlich von den Arbeiten Michel Foucaults informierte diskurstheoretische andererseits – unterscheiden sich in ihrer Grundausrichtung und hinsichtlich ihrer Forschungsfokuse.⁶⁶ Und sie können sich – so die Annahme – eben deshalb sinnvoll ergänzen (Hall 2013 a: xxii; Lidchi 2013: 121; Schaffer 2008). Es geht also nicht darum zu behaupten, dass diskurstheoretische Ansätze alles besser machten, ältere semiotische Ansätze verdrängt hätten oder verdrängen sollten (Hall 2013 a: xxvi). Repräsentation, entsprechend theoretisch gerahmt, ermöglicht es vielmehr und erfordert es gegebenenfalls, unterschiedliche Zugänge je spezifisch für die konkrete empirische Analyse fruchtbar zu machen. Dabei macht der diskursanalytische Fokus auf Zusammenhänge von Macht, Wissen und Formen der Subjektkonstitution für viele unbestritten den besonderen Reiz einer Erfor-

66 Ausführlich zur Rezeption von Barthes bzw. Foucault in den Cultural Studies: Grabbe/Kruse (2009) bzw. Thomas (2009). Insbesondere Barthes' (2013 [1957]) Unterscheidung von Denotation und Konnotation sowie seine Überlegungen zu *Mythen des Alltags* inspirieren bis heute semiotische Repräsentationsanalysen (Prinz/Reckwitz 2012: 180). Barthes hat dabei wie auch Lévi-Strauss demonstriert, wie linguistische Grundideen den sozialtheoretischen, forschenden Blick anleiten können, wenn davon ausgegangen wird, dass kulturelle Praxis *wie eine Sprache* funktioniert (Hall 2013 b: 27). Gesondert anzumerken ist, dass eine bisweilen recht eigensinnige Rezeption (und Kombination) von post-/strukturalistischen, semiotischen, psychoanalytischen sowie diskursanalytischen Theorieangeboten in den Cultural Studies auszumachen ist. Stauff (2008: 359) zum Beispiel verweist auf die vergleichsweise wenig dogmatische Foucault-Rezeption, wenn er hervorhebt, dass sich die Cultural Studies „mit ihrer selektiven und eklektizistischen Bezugnahme einen ‚Eigensinn‘ gegenüber der foucaultschen Theoriearchitektur bewahrt“ haben.

schung von Repräsentation aus. Häufig in den Fokus rücken Praxen der Repräsentation, „die Diskurse produzieren und in diesen vergeschlechtlichtes und rassisiertes Wissen *über das Andere* hervorbringen, verwoben mit den Operationen der Macht“ (Figge 2016: 111; Hervorh. im Orig.).

Vor dem Hintergrund der Annahme, dass über Repräsentationspraxis keine vorgängige Realität und auch keine auktorialen Intentionen wiedergegeben werden, bleibt zu klären, wo – vielleicht besser: wie – die Produktion von Bedeutung, Sinn und Wissen stattfindet (Hall 2013 b: 19). Wovon jedenfalls nicht ausgegangen wird, ist, dass Bedeutung nunmehr einzig in den als Repräsentationen interessierenden Texten aufgehoben wäre. Eine erste zentrale, für die Cultural Studies spätestens mit dem bekannten Encoding/Decoding-Modell (Hall 2004 c [1977]) als typisch zu gelten habende Prämisse besagt, dass Texte *polysem* sind, weshalb letztere verschiedenen nicht festzulegenden Lesarten ausgesetzt sind (Wucherpfennig/Strüver/Bauriedl 2003: 74). Das heißt, es gibt nicht die eine korrekte, sondern nur mehr oder weniger plausible und umkämpfte, mehr oder weniger bevorzugte oder oppositionelle Lesarten und damit auch wissenschaftliche Interpretationen beispielsweise eines Bildes (Hall 2013 a: xxv). Zweitens wird ein *intertextuelles* Vorgehen für zentral erachtet (Ebert 1986). Demnach geht es darum, Texte mit- und gegeneinander zu lesen, da sie erst so ihre Bedeutung erlangen: „Sie ‚bedeuten‘ also nicht aus sich selbst heraus, sondern akkumulieren oder spielen ihre Bedeutungen über eine Vielzahl von Texten und Medien hinweg gegeneinander aus“ (Hall 2004 a: 115). Entsprechend gerät nicht der isolierte Text in den Fokus der empirischen Analyse, sondern der „verstrickte Text“, der „in einem Netzwerk von Bedeutungsverkettungen“ eingelassen ist, die ihn „überschreiben und ihn in uns geläufigere Diskurse einschreiben“ (Hall 2003 [1984]: 82). Damit sind Texte – drittens – als Teil größerer gesellschaftlicher Kontexte bzw. Diskurse zu betrachten, in denen sie nicht zuletzt über Verweisungszusammenhänge mit anderen Texten wie auch über Prozesse der Produktion und Rezeption verankert sind (Mikos 2001: 333).

Repräsentation kann, soll sie aus soziologischer Perspektive interessieren, nicht auf Text und deren Analyse nicht auf eine (etwa rein semiotische) Textanalyse beschränkt werden (Orgad 2014: 133). Dem wird von Vertreter_innen der Cultural Studies auch anhand der Positionierung von Repräsentation als ein Moment im *Kreislauf der Kultur* Rechnung getragen (Hall 2013 a).⁶⁷ Repräsentation steht im Kulturkreislauf neben Regulation,

67 Der Kulturkreislauf wurde von du Gay, Hall und anderen zuerst in der Buchreihe „Culture, Media and Identities“ entfaltet, um in die mitunter soziologischen

Produktion und Konsum (Aneignung) sowie Identität und kann – der Kreislauf-Idee folgend – nicht isoliert, sondern nur (als) artikuliert beobachtet bzw. untersucht werden. Angenommen wird mit anderen Worten, dass der Bedeutungsproduktion eine *Artikulation*⁶⁸ verschiedener, nur analytisch klar zu trennender Momente eines Vermittlungsprozesses (*mediation*) von Produktion, Text und Rezeption zugrunde liegt.⁶⁹ Dabei ist Repräsentation sicherlich jener unter den heuristisch unterschiedenen Momenten, der im Rahmen empirischer Forschung einer textanalytischen Praxis am nächsten steht.

Möchte man Repräsentation als bedeutungsgenerierende Praxis nicht in Text aufgehen lassen, wird der Ort der Bedeutungsproduktion diffus, er lässt sich, wenn überhaupt, nur mehr relational bestimmen:

„Representation is found at the heart of mediation: indeed, without representation neither production nor consumption would have any meaning. Representation is, on the one hand, the outcome of the media production process, and as such it has to be understood within its context of production. On the other hand, however, representation cannot exist outside the contexts of its reception. Representation will remain suspended until people see, hear, or otherwise perceive them, until they interpret them in their own ways [...]. But this interdependence between the processes of production and consumption of mediated representations should not obscure the work of representation as such“ (Siapera 2010: 111).

Eben dann, wenn sie mit Kulturprodukten assoziiert wird, verweist Repräsentation konstitutiv auf zugrundeliegende Produktionsprozesse und auf

Grundlagen der Cultural Studies einzuführen. Er kann wie bereits das Encoding/Decoding-Modell als vermittlungstheoretisches Konzept begriffen werden, womit Kommunikation als Vermittlung anstatt beispielsweise im Sinne eines linearen Sender-Empfänger-Modells konzipiert wird (Hepp 2013: 33). Marchart (2008: Kap. 6.2) stellt den Kreislauf als „heimliche[s] Gesellschaftsmodell“ der Cultural Studies zur Diskussion.

- 68 Halls (2000 b [1986]: 65) Bestimmung von *Artikulation* zufolge, ist diese „eine Verknüpfungsform, die unter bestimmten Umständen aus zwei verschiedenen Elementen eine Einheit herstellen kann. Es ist eine Verbindung, die nicht für alle Zeiten notwendig, determiniert, absolut oder wesentlich ist. Man muss sich fragen, unter welchen Bedingungen *kann* eine Verbindung hergestellt oder geschmiedet werden“ (Hervorh. im Orig.).
- 69 Aktuelle Ansätze zu *mediation* beschränken sich zumeist auf die Trias von Produktion, Text und Aneignung. Zur Diskussion: Hepp (2004: 186).

Praxen der Rezeption, Aneignung und/oder des Gebrauchs.⁷⁰ Zugleich ist zu berücksichtigen, dass Repräsentation als solche *etwas tut*, indem sie Bedeutungen, Wissen, Wirklichkeiten schafft (Siapera 2010: 129). Mit Antke Engel (2002: 141) gehe ich davon aus, dass ein entscheidender Vorteil von Repräsentation gegenüber verwandten Konzepten wie etwa Diskurs eben darin besteht, dass Repräsentation „nicht nur den Prozess, sondern auch die Produkte, Praktiken und Technologien der Bedeutungsproduktion [bezeichnet]. Produktions- und Rezeptionsapparate, Kommunikations- und Distributionsmittel sowie ökonomische Bedingungen sind Teil des Repräsentationsprozesses“. Texte und weitere Kulturprodukte sind Teil dieses Prozesses und sollten als in den verschiedenen Kontexten stehend, wenn auch nicht durch diese determiniert betrachtet werden.⁷¹

Gesondert hervorzuheben ist, dass vielerlei Repräsentationskritiken die poststrukturalistisch bzw. dekonstruktivistisch begründete Prämisse zugrunde liegt, dass eine endgültige Sinnfixierung unmöglich ist. Es ist diese Unabschließbarkeit bzw. Unbestimmtheit, in der die Möglichkeit zum Widerstand, zur oppositionellen Lektüre und Subversion vorortet wird (Wagner 2014; Engel 2002; Lummerding 2005). So konstatiert Hall (2004a: 158), dass es die „vielfach explizierte Annahme ist, dass Bedeutung niemals

70 Zur Unterscheidung von Rezeption und Aneignung: Mikos (2001: 330). Ich folge dem von Hepp (2010: 165) für die Cultural Studies vorgestellten Verständnis von Rezeption als einer möglichen Form der Aneignung. Der Begriff Gebrauch macht im Vergleich zu dem der Aneignung nochmals stärker auf die Materialität einer möglichen Beschäftigung konkreter Personen mit Medienartefakten aufmerksam (Hörning 1999: 90–91).

71 Hall, der ansonsten dafür bekannt ist, die Potentiale widerständiger oder oppositioneller Lesarten hochzuhalten, betont die Relevanz von Produktion, wenn er eine *Fetischisierung von Text* (Hall 2005 [1980]: 14; Winter 1999: 171) kritisiert, die eben dann drohe, wenn Texte losgelöst von deren Produktionspraktiken sowie den produzierenden Institutionen betrachtet würden. Gleichzeitig, so hält Hepp (2010: 135) instruktiv fest, wäre es „jedoch irreführend davon auszugehen, dass irgendein Kontext – auch nicht der, in dem ein Medientext entstanden ist – die Bedeutung des Textes für alle anderen Kontexte festlegen könnte. Medientexte sind eher als eine Art Material anzusehen, das stets in verschiedene soziokulturelle Kontexte eingeschrieben ist und in einer sich ständig ändernden Beziehung zu anderen Texten steht“. Mit Mikos (2001: 326) lässt sich ergänzen: „Weder mediale Texte noch Zuschauer existieren als ontologische Gegebenheiten, sondern sie entstehen, indem sie sich in der Zeit an einem Ort realisieren. Ein Film- oder Fernsehtext ist zwar in der Regel produziert worden, hat aber als Ergebnis dieses Produktionsprozesses lediglich materielle Qualitäten. Erst indem er auf der Leinwand oder dem Bildschirm zu sehen ist und vom Zuschauer gesehen wird, realisiert er sich als Text. Gleiches gilt für die Zuschauer: Erst indem sie sich mit einem medialen Text auseinandersetzen, realisieren sie sich als Zuschauer“.

vollständig festgeschrieben werden kann“, die es erlaubt die Frage zu stellen, ob es möglich ist, „ein dominantes Repräsentationsregime herauszufordern, anzufechten oder zu verändern“.72 Das politisch-subversive Potential im Zusammenhang mit Repräsentation ist folglich in der niemals endgültigen Fixierung von Sinn bzw. Bedeutung verortet.

Zugleich gilt das Forschungsinteresse, das unter Bezugnahme auf Repräsentation verfolgt wird, oftmals genau jenen Phasen und Prozessen der zumindest punktuellen Sinnfixierung und Konventionalisierung hegemonialer Bedeutung. „Bedeutung ‚fließt‘, sie kann nicht endgültig festgeschrieben werden. In der Praxis der Repräsentation werden jedoch ständig Versuche unternommen, in die vielen potentiellen Bedeutungen [...] zu intervenieren und einer davon zu einem privilegierten Status zu verhelfen“ (Hall 2004 a: 110). Repräsentationskritik widmet sich in der Folge der Benennung bzw. ‚Entlarvung‘ von Momenten der mindestens punktuellen Sinnfixierung in insbesondere hegemonialer Repräsentationspraxis (Hall 2004 a: 158; Bhabha 2000 [1994]). In diesem Sinne kann etwa auch künstlerische Praxis die Form von Repräsentationskritik annehmen, wenn Kunstschaffende „visuelle Kommentare“ entwerfen, „die daran arbeiten, die Stereotype aufzubrechen, die Herkunft und Quellen offenzulegen und nicht zuletzt die evidenzproduzierenden, naturalisierenden Effekte der jeweiligen medialen Verfahren sichtbar zu machen und damit eine ‚Ent/Fixierung‘ zu ermöglichen“ (Schade/Wenk 2011: 116). Dergestalt gibt es eine Vielfalt an Repräsentationskritiken, die über eine wissenschaftlich-analytische Beschäftigung mit Texten hinausgehen.

Es zeigt sich, worin die letztlich theoriearchitektonischen Ermöglichungsbedingungen von Repräsentationskritik einerseits und Subversion andererseits verortet werden können: „Einerseits ermöglicht der Hinweis auf mediale Bestimmtheit Kritik an machtvollen (falschen) Bezeichnungspraktiken. Andererseits wird durch den Hinweis auf mediale Unbestimmtheit eine kritische Sprecherposition ermöglicht, die diese bestimmten Bezeichnungspraktiken überwinden kann“ (Wagner 2014: 110). Auf der einen Seite steht damit die Beobachtung der empirischen Virulenz und Wirkmächtigkeit hegemonialer Sinnfixierungen und Kontingenzzinvisibilisierungen (Bestimmtheit), auf der anderen die Einsicht in das konstitutive Gleiten von Sinn (Unbestimmtheit). Bestimmtheit evoziert vor allem Kritik und ‚Entlarvung‘. Unbestimmtheit legt hingegen Potentiale zur Eman-

72 Hall greift auf Derridas Konzept der *différance* zurück, um auf die Möglichkeit und Realität der Bedeutungsverschiebung aufmerksam zu machen. Zum Beispiel: Hall (2012 c: 32–34).

zipation und Subversion offen, etwa in Form der Herausforderung bestehender Repräsentationsregime. Eine solche Widerständigkeit entfaltet sich nicht zuletzt über alternative Repräsentationen, die wie ihr hegemoniales Pendant wenigstens punktuell mediale Bestimmtheit evozieren können. Repräsentation als solche ist nicht widerständig oder hegemonial, weder gut noch böse (Engel 2002: 135).

Die vorangehenden Überlegungen können die Aufmerksamkeit darauf lenken, dass Bedeutungen keineswegs in den mit Repräsentationspraxis assoziierten (medien-)öffentlichen Texten aufgehoben oder gar aufbewahrt sind. (Mitunter) Vertreter_innen der Cultural Studies halten dennoch an der Behauptung der Möglichkeit und der Notwendigkeit einer Analyse von Texten fest. Sie tun dies trotz der vielleicht noch weitaus stärker verunsichernden poststrukturalistischen Einsicht in die Unmöglichkeit einer endgültigen Bedeutungs- bzw. Sinnfixierung. Dabei weist eine Repräsentationsanalyse als eine Analyse von Repräsentationspraxis, wenn nicht in jedem Fall über eine reine Textanalyse, dann doch über eine Perspektive hinaus, die Bedeutungen allein textimmanent bzw. textautonom verortet.

Grundlegend – und speziell mit Blick auf die sich anschließenden Diskussionen zum Verhältnis von Repräsentation, Diskurs und Praxis – möchte ich darauf hinweisen, dass in Forschungsliteratur nicht nur Praxen und Prozesse der Bedeutungsproduktion allgemein als Repräsentationen bezeichnet werden (Stichwort: *work of representation*), sondern mitunter auch die damit assoziierten Texte und Kulturartefakte. Um die potentielle terminologische Verwirrung zu komplettieren, werden darüber hinaus auch jene konstruierten Wirklichkeiten als Repräsentationen tituiert, die über eine „Materialisierung von Signifikationsprozessen in kulturellen Produkten und Praxen“ (Engel 2002: 127) erst hervorgebracht werden: Repräsentationen bezeichnen dann jene „Objekte, Subjekte und Zusammenhänge“, die in Praxis „auf eine bestimmte, regulierte Weise dargestellt werden und in dieser Darstellung als spezifische sinnhafte Entitäten erst produziert werden“ (Reckwitz 2008 a: 203).⁷³

73 Barlösius (2005) beispielsweise grenzt Prozesse des Repräsentierens von Repräsentationen von jemanden oder etwas ab. Als Drittes wäre zu ergänzen, dass Repräsentationen nicht nur die Prozesse der Bedeutungskonstitution und deren Effekte bezeichnen (können), sondern zudem die hiermit assoziierten Texte bzw. Artefakte. Letztere sind die materialen Produkte der Prozesse des Repräsentierens und in ihnen materialisieren sich Repräsentationen von jemanden oder etwas.

3.2 Repräsentation, Diskurs und Praxis(-Analyse)

Auch wenn beispielsweise Hall (2013 a: xxv) dezidiert von *practices of representation* spricht, so ist doch insbesondere die Nähe von Repräsentation zu Konzepten wie Diskurs oder diskursive Praktiken greifbar. Augenfällig sind die Schnittmengen von Repräsentationsanalysen mit diskursanalytischen, viel mehr als jene mit praxisanalytischen Ansätzen. Letztere Beobachtung anzustellen macht indessen nur Sinn, wenn von einem bedeutsamen Unterschied zwischen Praxis und Diskurs(-Analyse) ausgegangen wird. Meine Entscheidung, diese Unterscheidung aufzugreifen, fußt auf der gegenwärtig im Kontext deutschsprachiger Forschung geführten Diskussion zum Verhältnis von Praxis und Diskurs(-Analyse). In dieser wird sich der Frage nach dem Zusammenspiel von Praxis und Diskurs durchaus unterschiedlich (begründet) genähert: Während es den einen um die forschungskonzeptionelle Vermittlung von als divergierend vorausgesetzten Gegenständen, Materialsorten und empirischen Analyseperspektiven geht (Reckwitz 2008 a), bearbeiten andere die Frage nach der Beziehung von Praxis/Struktur oder Mikro/Makro (Kuhn 2013; Ott/Schweda/Langer 2015). Paula-Irene Villa (2010: 252) fragt etwa: „Wie lässt sich also kultursoziologisch über Praktiken und ihre körperliche Dimension nachdenken, ohne diese Praktiken weder ‚praktikalistisch‘ zu verengen noch sie darauf zu reduzieren, ein Effekt bzw. die Materialisierung von Diskursen, Codes oder Semantiken zu sein“. Ich nähere mich dieser produktiven Diskussion und unterschiedlichen Positionen innerhalb derselben nur ausschnitthaft, um einige meiner Ideen zu verdeutlichen, die mir für eine nicht zuletzt praxistheoretisch informierte Ausdeutung und Verortung von Repräsentation bedeutsam erscheinen.

Meines Erachtens haben sich insbesondere manche Forschende, die von einer diskursanalytischen Perspektive ausgehend in die Diskussion starten, konsequent um eine Form der Einbettung von Diskurs in eine praxisanalytische Forschungsperspektive bemüht (Fegter et al. 2015; Wrana 2012, 2015). Konsequent insofern, als es diesen darum geht, Diskurs *als Praxis* bzw. diskursive Praktiken als diskursive *Praktiken* mit typischen Fragen, Perspektiven und auch Method(ologi)en von Praxistheorie und -forschung zu konfrontieren. Verwiesen wird dann mitunter darauf, dass sich eine Diskursanalyse nicht auf die Rekonstruktion von Diskursen beschränken muss, die einzig als regelhafte, sprachlich verfasste Wissensordnungen – als „Wissensstrukturen“ (Wrana 2012: 191) oder „ordnungsbildende Struktu-

ren“ (Fegter et al. 2015: 14) – verstanden werden.⁷⁴ Stattdessen wird ein stärker praxeologisch inspirierter Zugang zu Diskurs und diskursiver Praxis vorgestellt und bisweilen die Konsequenz gezogen, Diskursanalyse auch als ethnographische Analyse zu betreiben, anstatt einzig auf verfügbare ‚natürliche‘ Texte bzw. Dokumente zurückzugreifen.⁷⁵

Eine im vorgestellten Sinne konsequent praxistheoretische Sichtweise auf Diskurs und Diskursivität hat Daniel Wrana (2012, 2015) ausbuchstabiert, dessen Ausgangspunkt die Idee von Diskurs als diskursive Praxis ist. Er skizziert eine „Theorie diskursiver Praxis“ (Wrana 2012: 185), die sowohl auf poststrukturalistischen als auch auf praxistheoretischen Prämissen aufbaut „und vielleicht eher als ‚Praxisanalyse‘ denn als ‚Diskursanalyse‘ zu charakterisieren ist“ (Wrana 2012: 186). Wranas Analytik fokussiert dabei im Sinne einer „pragmatischen Wende in der Diskurstheorie“ (Wrana 2012: 191) die Produktivität und Operativität von diskursiven Praktiken in einem relationalen Geflecht anderer (diskursiver) Praktiken – eine Auffassung, die vergleichbar vonseiten der Cultural Studies formuliert wird (Grossberg 1999).⁷⁶ Es geht Wrana zufolge um die je situative und heteronome, dabei keineswegs willkürliche oder gar geschichtslose Performanz diskursiver Praxis (Stichwort: Iterabilität; Wrana 2012: 192). Was mich an dieser Stelle interessiert, ist zunächst Folgendes: Wrana (2012: 186–190) wendet sich gegen sowohl diskurs- als auch praxistheoretische Verständnisse und Herangehensweisen, die Diskurs und Praxis einander gegenüberstellen – gegen Verständnisse also, die diskursive Praktiken als sprachliches

74 Fegter et al. (2015) haben, innerhalb des Diskurs-Theorems argumentierend, zwei dominierende Konstitutionsweisen für Diskurs als Gegenstand in den Erziehungswissenschaften unterschieden, welche forschungspraktisch oft spezifisch kombiniert bzw. relationiert werden: „Diskurs als Ordnung“ und „Diskurs als Praxis“. Während „im ersten Zugang Diskurse als symbolische, ordnungsbildende Strukturen begriffen werden, ist Diskurs im zweiten Zugang die Weise, in der situativ das Symbolische gebraucht und symbolische Ordnung konstruiert wird“ (Fegter et al. 2015: 14).

75 Beispielsweise Macgilchrist, Ott und Langer (2014) zielen auf die Begründung einer ethnographischen Diskursanalyse, wobei sie den Diskursbegriff so ausdeuten, dass letztlich Praxis und Diskurs(ivität) in einem umfassenden Konzept diskursiver Praktiken aufgehen.

76 Grossberg (1999: 62) hat formuliert: „Cultural Studies beginnen mit der Annahme, daß bestimmte kulturelle und diskursive Praktiken außerhalb eines Beziehungsgeflechts nicht auf effektive [...] Weise vorhanden sind, daß sie selbst kontextuell sind. Daher stellen sich für Cultural Studies die Objekte nicht so sehr als Praktiken, denn als Allianzen dar, als ein Beziehungsgeflecht zwischen den Praktiken (die nicht alle textuell, symbolisch, bezeichnend oder diskursiv sein müssen)“.

Phänomen in Abgrenzung zu nicht-sprachlichen, ‚stummen‘, vor allem korporalen Praktiken definieren, die Diskurse als reguliert und Praktiken hingegen als alltäglich-subversiv verstehen und/oder die Diskurse als explizierend und Praktiken als durch implizites Wissen hervorgebracht konzipieren. Er fasst die Spezifität von diskursiven Praktiken und Diskurstheorie demgegenüber wie folgt:

„Am Ausgangspunkt der Diskurstheorie steht damit gerade nicht die These, dass die diskursiven Praktiken ‚sprachlich‘ seien. Es sind vielmehr Praktiken, in denen Bedeutungen, Gegenstandsfelder, Materialitäten und Subjektpositionen in Beziehung gesetzt werden. Dies geschieht in Tätigkeiten des Sprechens und Schreibens und insofern bleiben Texte als untersuchbare Artefakte dieser Tätigkeiten ein wichtiges Untersuchungsmaterial diskursiver Praxis, aber sie sind nicht identisch mit dem ‚Sprechen‘ oder dem ‚Schreiben‘. Wenn man Ensembles von Praktiken untersucht, dann bilden diskursive Praktiken darin ein Moment der Praxis“ (Wrana 2012: 197).

Vergleichbar kann Repräsentation als Praxis interessieren, deren Definiens oder Spezifikum es weniger ist, dass sie sprachlich verfasst ist oder gar etwas expliziert, sondern dass sie „Bedeutungen, Gegenstandsfelder, Materialitäten und Subjektpositionen“ *praktisch* hervorbringt. Trotz dieser Parallele würde ich Repräsentation und diskursive Praxis terminologisch nicht ineinander aufgehen lassen – auch wenn dies bereits Halls allgemein gefasstes Repräsentationsverständnis zuließe (Hall 2013 a, 2013 b).⁷⁷ Denn scheint mir zum einen das Forschungsinteresse, das unter Rückgriff auf Repräsentation zum Ausdruck gebracht wird, spezifischer gefasst als das, was eine „Analytik diskursiver Praktiken“ (Wrana 2012: 185) in den Blick zu rücken in der Lage ist. Zum anderen werden unter Rekurs auf Repräsentation, das wird in den weiteren Kapiteln deutlich, sehr vielfältige Assoziationsräume aufgespannt, die noch über den Aspekt praktischer Bedeutungskonstitution hinausweisen, etwa dann, wenn Repräsentation nicht nur mit Praxen der Darstellung, sondern zudem der Vertretung in Verbindung gebracht wird.

77 Wie Marchart (2008: 179) mit Blick auf Hall feststellt, den er nicht grundlos als prominenten Vertreter eines diskursiven Paradigmas der Cultural Studies ausmacht, werden von ihm „nicht allein die Verkettung sprachlicher Äußerungen, sondern alle Bedeutung tragenden Praxen, ob sie nun mit ‚Worten‘ verbunden sind oder ‚stumm‘ vollzogen werden“ als diskursiv gefasst.

Ein Clou von Wranas Ausführungen macht sich für mich noch an anderer Stelle fest: Nicht nur, dass diskursive Praktiken einem differenztheoretischen Verständnis folgend bedeutungsgenerierend sind; Wrana verweist grundlegender darauf, dass diskursive Bedeutungsproduktion je praktisch in Vollzugsgegenwarten stattfindet (Wrana 2015: 138):

„Auf die analytische Gegenüberstellung von ‚den Diskursen‘ und ‚den Praktiken‘ wird dabei verzichtet [sic] und damit auch darauf, das Zeichenförmige als ein[en] von den kulturellen Praktiken differenten Forschungsgegenstand zu begreifen. Dadurch wird es möglich, in ein Forschungsfeld einzutreten und darin Praxen zu selektieren und zu beobachten, ohne schon im Voraus zu wissen, ob diese hegemonial oder widerständig, diskursiv oder nicht-diskursiv sind. *Es ermöglicht zu beobachten, dass auch die diskursiven Praktiken von einem impliziten Wissen her produziert werden, das selbst stumm und unartikuliert ist und einer Versprachlichung in der Beschreibung und Analyse bedarf.* Das Funktionieren diskursiver Praxis wird unbeobachtbar, wenn man diese Schemata als einen ‚Code‘ begreift, der sich der Situativität und der Machtverhältnisse in den Produktionsweisen entzieht. Das in der Analyse herausgearbeitete implizite Wissen und die damit verbundene[n] performativ hergestellten Bedeutungs- und Gegenstandsfelder sowie Subjektpositionierungen sind damit irreduzibel auf einen ‚Diskurs‘, der als Code oder Regelsystem verstanden wird“ (Wrana 2012: 197–198; meine Hervorh.).

Mit Wranas praxeologischer Ausdeutung von diskursiven Praktiken lässt sich (klarer) sehen, dass auch Repräsentation als diskursive Praxis und dabei als Vollzugspraxis der Bedeutungs- und Wissensproduktion in den Blick genommen werden kann, welche ihrerseits auf ein praktisches, implizites Wissen aufbaut, auf Kontexten, die im Praxisvollzug selbst nicht thematisch oder expliziert werden. Denn gilt es zu berücksichtigen, dass auch sprachliche Handlungen und „auch viele Handlungen der expliziten Reflexion [...] ihr Tun nicht explizit zum Thema machen“ (Saake/Nassehi 2007: 242).

Diskurs und Repräsentation müssen nicht als Formen der Thematisierung, Explikation oder Reflexion gelesen werden. Zu klären bleibt vielmehr, ob eine explizierende oder reflektierende Funktion den zur Analyse herangezogenen Texten nicht nur – oder: vor allem – unterstellt wird. Ist sie nicht vor allem Resultat der (wissenschaftlichen) Beobachtung, die einen Text als Explikation oder Reflexion liest bzw. perspektiviert? An dieser Stelle lohnt der Blick auf den Vermittlungsversuch von Andreas Reck-

witz (2008 a; 2010). Ohne seinen Vorschlag im Detail nachzuzeichnen, wage ich folgende Behauptung: Eben weil bei Reckwitz die von ihm als Opposition (Reckwitz 2008 a: 208) beobachtete Unterscheidung von Praxis und Diskurs(-Analyse) weitestgehend intakt bleibt,⁷⁸ kann er zu bedenken geben, dass bei Praxis und Diskurs von zwei unterschiedlichen Formen der Perspektivierung die Rede sein kann (Reckwitz 2008 a: 204). Aus seiner Sicht gilt es einen praxisanalytischen von einem diskursanalytischen Blick auf Praxis zu unterscheiden, wobei Diskurs „eine spezifische Beobachterkategorie [ist], welche *Zeichen verwendende Praktiken unter dem Aspekt ihrer Produktion von Repräsentationen betrachtet*“ (Reckwitz 2008 a: 203; Hervorh. im Orig.). Reckwitz (2008 a: 204) illustriert die Unterschiedlichkeit der beiden Formen der Perspektivierung mitunter wie folgt:

„Eine analoge Differenz der Perspektiven ergibt sich im Falle der Produktion, Verbreitung und Rezeption schriftlicher Texte oder visueller Darstellungen [...]. Man kann diese unter dem Aspekt ihrer Herstellung betrachten, etwa die Praktiken des Schreibens, in denen in einem bestimmten kulturellen Kontext Autoren oder Wissenschaftler bestimmte Texte verfassen, oder die Praktiken der Herstellung von Bildern, ob im Atelier oder im Filmstudio. Man kann sie auch primär unter dem Aspekt ihrer Rezeptionsweise untersuchen [...]. Als Diskurse werden die Texte oder Bilder jedoch in dem Moment perspektiviert, in dem sie als Repräsentationsformen einer – auf der Grundlage bestimmter Codes und Formationsregeln – hervorgebrachten Welt in den Blick genommen werden: die Frage ist dann, welche Ordnung der Dinge etwa [...] Texte, Filme oder Fernsehsendungen einer bestimmten historischen Phase produzieren“.

78 Reckwitz (2008 a: 195) weist der Praxeologie einerseits und der Diskursanalyse andererseits – beide weniger als spezifische sozialtheoretische Ansätze verstanden, denn als „forschungspragmatische *approaches*, Such- und Findestrategien, Rekonstruktionsformen und Herangehensweisen im Umgang mit empirischen Material“ – spezifische Gegenstände, Materialsorten, Methoden und Forschungshabitus zu, wobei er dem ‚Kulturanthropologen‘ den ‚Textanalytiker‘ zur Seite stellt. Reckwitz scheint dann eine Art gleichberechtigter Kombinatorik anzustreben, wobei die von ihm zuvor als mehr oder weniger un-/vereinbar beschriebenen sozialtheoretisch-konzeptionellen und methodisch-methodologischen Eigenheiten von Praxis- und Diskursanalyse weitgehend unberührt bleiben. Wrana (2012: 187) merkt dann auch kritisch an, dass Reckwitz die beiden Welten von Praxis- und Diskursanalyse zwar methodisch vermittelt, aber theoretisch „zwei unvermittelbare Welten [unterstellt; MZ]: das Intelligible einerseits und die stumme, materiale Tätigkeit andererseits“.

Reckwitz hat vermutlich Recht, dass das Gros materialer Repräsentationsanalysen und auch ‚klassischer‘ Diskursanalysen an einer Analyse von „Repräsentationsformen einer – auf der Grundlage bestimmter Codes und Formationsregeln – hervorgebrachten Welt“ interessiert ist. Was er jedoch nicht so recht als Möglichkeit mit zu bedenken scheint, ist, dass auch Texte nicht nur im engeren Sinne als Diskurse – als „*Zeichen verwendende Praktiken unter dem Aspekt ihrer Produktion von Repräsentationen*“ (Reckwitz 2008 a: 203; Hervorh. im Orig.) – perspektiviert werden können. Sie lassen sich zudem mit Blick auf die sich in ihnen materialisierenden Vollzugspraktiken des Zeigens, Reflektierens usw. lesen – und folglich als diskursive Praktiken im Sinne Wranas. Reckwitz (2008 a: 204–205) räumt zwar Folgendes ein: „Die Diskurse repräsentieren zwar die Dinge ‚explizit‘, sie handeln von den Dingen, reden über sie oder setzen sie ins Bild, aber sie enthalten gleichwohl ebenfalls implizite Codes und Wissensordnungen, die nicht selbst in ihrer Abstraktion Thema der Repräsentation sind“. Nun macht es bereits einen Unterschied, ob man davon ausgeht, dass Diskurse implizite Codes und Wissensordnungen ‚enthalten‘, oder davon, dass sich letztere in diskursiver Praxis *in actu* entfalten und re-aktualisieren. Vor allem aber scheint es für mich so, dass Reckwitz in den sich anschließenden Abschnitten hinter die eigenen Beobachtungen und Vorschläge in eben jenem Moment zurückfällt, in dem er diskursive Praktiken wiederum an das Kriterium der Explizitheit knüpft, um diese von nicht-diskursiven Praktiken abzugrenzen. Er formuliert beispielsweise: „Jene kulturellen Unterscheidungen, die in den Praktiken insgesamt zum Einsatz kommen, werden in den diskursiven Repräsentationen selber zum Thema“ (Reckwitz 2008 a: 205). Natürlich kann dem so sein.⁷⁹ Die in Praxen „stillschweigend enthalten[en]“ (Reckwitz 2008 a: 205) kulturellen Unterscheidungen werden aber weder in jedweder diskursiven Praxis bzw. Repräsentationspraxis zum Thema, noch kann diese ihr eigenes Tun in Gänze explizieren. Folgt man dem von Reckwitz selbst eingebrachten Vorschlag, Diskurs und da-

79 Weiter zu fragen wäre, was es heißt, dass etwas explizit zum Thema wird. Beispielsweise lässt sich die (Medien-)Geschichte der Telegrafie untersuchen, indem man sich Ratgeberliteratur, Broschüren oder auch Romane ansieht, die das Thema aufgreifen. Man kann aber das gleiche Material auch mit Blick auf die darin repräsentierten Geschlechterbilder untersuchen (Stäheli 2003). Gerade im Rahmen feministischer und rassismuskritischer Repräsentationsanalysen werden unterschiedliche massenmediale und populärkulturelle Formate (Soap-Opera, Werbung, Disney Filme usw.) darauf hin befragt, wie sie spezifische Differenzen und Grenzziehungen re-aktualisieren – auch wenn diese Formate ganz anderes zum ‚eigentlichen‘ Thema haben.

mit Repräsentation als Beobachtungskategorien und Formen der Perspektivierung zu fassen, dann erscheint Explizitheit gerade nicht als äußeres oder ontologisches und damit auch nicht als das definierende Kriterium diskursiver Praxis.

Mit dem Verweis auf die Vermittlungsbemühungen von Diskurs und Praxis(-Analyse) von Wrana einerseits und Reckwitz andererseits will ich insbesondere auf Folgendes aufmerksam machen: Repräsentationspraxen können potentiell mit Blick auf deren „Repräsentationsformen einer [...] hervorgebrachten Welt“ (Reckwitz 2008 a: 204) interessieren, womit Texte vor allem als Repräsentationen (nach Reckwitz: als Diskurse), die jemanden oder etwas hervorbringen, gelesen und analysiert werden. Zugleich können sie als diskursive Praxen (im Sinne Wranas) in den forschenden Blick geraten, die Repräsentationsformen *und sich selbst* performativ hervorbringen. Repräsentationen lassen sich in der Folge nicht nur darauf hin beobachten, wie sie über spezifische Beobachtungsmodi und Mechanismen der Bedeutungsproduktion für Beobachtende anderes zum Thema oder präsent machen – auch anderes als das, was Forschende beispielsweise als Repräsentationen von Personen/-Gruppen oder Ereignissen entschlüsseln. Darüber hinaus wird (potentiell) sichtbar, dass sie als Repräsentationspraxen mehr tun als sie selbst thematisieren, womit ihr Tun auf mehr Sinn aufbaut, es mehr Sinn prozessiert, als es explizieren (könnte): auf einem impliziten Wissen, auf Strukturen, auf Kontexten. Damit muss der Fokus der empirischen Analyse nicht einzig auf der Frage liegen, wie eine Repräsentationspraxis bestimmte Objekte, Ereignisse usw. – also etwa sozialdimensionale Differenzen und Identitäten – hervorbringt. Darüber hinaus wird bedeutsam, wie Repräsentation als Praxis zuallererst *sich selbst* hervorbringt und welche Bedeutung dabei der Behauptung bzw. Hervorbringung von bestimmten Differenzen, Identitäten, Subjekten usw. zukommt. Meine Analyse interessiert sich, dieser doppelten Perspektivierung entsprechend, sowohl ‚klassisch‘ für die über Repräsentationspraxis reproduzierten (Selbst-, Fremd- und Welten-)Bilder, als auch für die Eigenlogiken der von mir in den Blick gerückten reflexiven und kritischen Praxen der Problematisierung von Repräsentation, die ihrerseits Repräsentationspraxen sind.

Für mein Anliegen einer praxistheoretischen Verortung von Repräsentation ist Reckwitz' Hinweis auf die sich unterscheidenden Beobachtungsmodi, die ‚ein und denselben‘ Gegenstand unterschiedlich perspektivieren und hervorbringen, also jedenfalls instruktiv. Denn lässt sich darüber verdeutlichen, dass Texte als Repräsentationen auf mindestens zweierlei Weise perspektiviert werden können: als Repräsentationen, die etwas oder je-

manden repräsentieren, also hervorbringen bzw. darstellen (doing *representations*), und als textuell-sprachliche Materialisierungen konkreter *Vollzugspraktiken* der Bedeutungskonstitution (*doing representation*). Die somit unterstellte Doppeldeutigkeit liegt nicht in den Texten selbst begründet – wenn dann als Potential. Sie ist vielmehr Resultat der jeweiligen Beobachtendenperspektive, die ihnen gegenüber eingenommen wird. Gerade eine praxistheoretische Lesart von Repräsentation, das möchte ich abschließend festhalten, legt noch eine dritte Form der Perspektivierung nahe: namentlich eine, die ihren Blick vorrangig auf die mit Repräsentationspraxis verknüpften Kulturprodukte bzw. Artefakte als materiale Objekte des vor allem nicht-reflexiven und korporalen Gebrauchs richtet. Aus einer praxisanalytischen Perspektive lässt sich jedenfalls kritisieren, wenn Objekte und auch Körper von Forscher_innen einzig so beobachtet werden, als ob es sich bei diesen ausschließlich um „Gegenstände des Wissens, um Objekte der Repräsentation“ handelt, womit diese, so Reckwitz (2008 b: 141) weiter, „alle Materialität verlieren“. Zwar kann jedes Kulturprodukt, wie Orgad (2012: 17) für das Beispiel medialer Repräsentationspraxis hervorhebt, dergestalt als Repräsentation perspektiviert werden, dass in den Fokus rückt, welche Bedeutungen es potentiell provoziert.⁸⁰ Eine im engeren Sinne praxistheoretische Einstellung kommt indessen erst dann zum Tragen, wenn Texte und eben Repräsentationen nicht nur mit Blick auf die von ihnen erzeugten Wirklichkeitsbilder interessieren, sondern als kulturelle Artefakte, die im korporalen Praxisgeschehen spezifisch angeeignet und gebraucht werden. Und das keinesfalls stets bewusst, zielgerichtet oder reflektiert und auch nicht in jedem Fall so, wie es ursprünglich vorge-

80 Nicht nur mit Blick auf mediale Repräsentationen und Medientexte scheint eine allzu strikte Gegenüberstellung von Materialität und Repräsentation verkürzt: Auch körperliche Praktiken können als Repräsentationen beobachtet werden. Wie Hirschauer (2017: 95) festhält, hinterlässt ein Handeln auch Spuren jenseits des Handelnden, es „erzeugt [...] an seiner Außenseite kontinuierlich Zeichen“. Er fährt fort: „Daher kann man Praktiken aus der Perspektive von Diskursen auch als das unentwegte Gebrabbel der Körper auffassen. Menschliches Verhalten ist jene Form kultureller Selbstrepräsentation, die sich durch Körper artikuliert – und nicht durch Texte oder Bilder“ (Hirschauer 2017: 95; Hervorh. im Orig.). Vgl. auch: Hirschauer (2011).

sehen gewesen sein mag (Couldry 2004).⁸¹ So kann ich mit einer Zeitungsseite, auf der ein Spendenaufruf abgedruckt ist, ein Geschenk einwickeln, anstatt eine Spende zu tätigen. Oder ich kann Kritik an der paternalistischen Bildsprache eines Spendenplakats im öffentlichen Raum via Adbusting üben – über die Umgestaltung, das Überkleben, Beschriften des Plakats.⁸²

3.3 Texte analysieren nach einer praxeologischen Wende

Zugrunde lag meinen vorangehenden Ausführungen die Beobachtung, dass neuere Theorieentwicklungen und auch -moden in bestimmten Forschungskontexten bewährte Denkungsarten herausfordern, die mit Konzepten wie Repräsentation, Text(ualität) oder Diskurs in Verbindung stehen. Auf der Seite der ‚Herausfordernden‘ habe ich insbesondere praxistheoretische sowie speziell solche Ansätze verortet, die die Relevanz von ‚stummen‘ Körperpraktiken und von Materialität hervorheben. Vor eben diesem Hintergrund erachte ich es nicht nur für notwendig zu verdeutlichen, warum Repräsentation mehr und anderes als Text ist, sondern zudem, warum eine Verabschiedung der Analyse von Texten etwa zugunsten eines „cult of immediacy“ (Fornäs 2000: 54) verfehlt wäre. Für mich leitend ist die folgende Annahme: So wichtig die am Anfang von vielerlei praxistheoretischen Ansätzen stehende Beobachtung ist, dass gerade korporele, nicht-textuelle, ‚stumme‘, nicht(s)-explizierende, unbewusste und nicht-reflexive Praxen soziale Wirklichkeiten und damit Gesellschaft mit ausmachen und formen, so sollte diese nicht dazu verleiten, sich von einer empirisch-qualitativen Analyse von Texten oder mit Reflexivität und Expliztheit assoziierten Praxen abzuwenden. Stattdessen leitet sich die Aufgabe

81 Couldry (2004) macht für den Fall einer Fußballspiel-Übertragung beispielsweise auf die Vielfalt unterschiedlicher (Praxis-)Modi des Zuschauens aufmerksam, indem er den emotional-hochinvolvierten Fußballfan von dessen Familienmitgliedern unterscheidet, die dem Fan zuliebe das Fußballspiel mitansetzen (sofern sie überhaupt wirklich hinsehen). Zudem kann beim Public Viewing für Zuschauerende der ‚Gruppenaspekt‘ noch vor dem Fußballschauen im engeren Sinne im Vordergrund stehen. Oder eine Person guckt nur deshalb das Spiel, weil sie gerade (noch) nichts Besseres zu tun hat – Fußballschauen als Lückenfüller sozusagen.

82 Einige entsprechende Adbust-Beispiele finden sich auf der Homepage zum Film „White Charity“: <http://www.whitecharity.de/de/aktion/> [08.03.2018].

ab, den Status letztgenannter theoretisch und methodologisch (neu) zu justieren.⁸³

Wenn Frank Hillebrandt (2016: 71) mit Blick auf eine an Immaterialitäten ausgerichtete Soziologie kritisch beobachtet, dass diese zu einer Textwissenschaft verkomme, „die das Reden über die Praxis mit der Praxis selbst verwechselt“, und hinterherschickt, dass „sich das Reden als Artikulation selbstredend nur materiell vollziehen kann“, dann ist ihm darin beizupflichten, dass ein Reden über die Praxis nicht die besprochene Praxis selbst ist. Gleichzeitig stellt sich für mich die Frage, ob Hillebrandt und andere Praxistheoretiker_innen für eine praxistheoretische Perspektive gelten lassen können, dass bei einer sich materiell vollziehenden Rede nicht nur der Akt des Redens, sondern auch das Wie des Sagens und Gesagtes als relevante Forschungsgegenstände – eben als Praxis – in den Blick genommen werden können. Ich behaupte nicht, dass es keine Unterschiede etwa hinsichtlich Reflexionsniveau, Zeichenförmigkeit oder Materialität zu beobachten gibt. Ich sehe eher einen gesteigerten Bedarf diese empirischen Unterschiede von Praxisformen zu reflektieren und sich zu fragen, wie sie (mitunter) die wissenschaftliche Analyse und Interpretation informieren.

83 Schäfer und Daniel (2015: 41) weisen etwa darauf hin, dass zu klären sei, „wie altbewährte Verfahren einem praxissoziologischen Analysefokus angepasst werden müssten“, anstatt empirische Praxisforschung einzig auf „ethnografische Verfahren als [...] Hausmethode der Praxissoziologie“ (Schäfer/Daniel 2015: 40) zu stützen. Budde (2014: 145) benennt seinerseits folgende keineswegs nur forschungspragmatische Herausforderung: „Weiterhin ist zu schärfen, welche Daten als Praktiken verstanden werden. Sind informelle Gespräche, Zeugnisse, Daten aus Leistungstests oder soziokulturellen Fragebögen Praktiken? Wie verhält es sich mit Artefakten? Wie immer die Antwort ausfällt, es muss genauer bestimmt werden, wie sprachliche und nicht sprachliche Praktiken, Interaktion, Sprechakt und diskursive Praktik, Praktiken und Artefakte etc. zueinander stehen und welcher Stellenwert ihnen in der Analyse zukommt“. Überlegungen zur Tauglichkeit spezifischer Daten und damit von speziellen Materialien und Textsorten sparen meine Ausführungen weitestgehend aus. Gleiches gilt für konkrete (Erhebungs-)Methoden (Reckwitz 2008 a; Schäfer/Daniel 2015; Freist 2015). Anmerken möchte ich zumindest, dass auffallen und durchaus irritieren kann, dass *nicht* als Dokumente vorliegende Texte, also etwa eigens erhobene Interviews (deren Transkripte) oder ethnographische Beobachtungsprotokolle, offenbar recht bedenkenlos analysiert werden können. Zumindest scheint ein entsprechendes Vorgehen vergleichsweise wenig erklärungsbedürftig (zur Diskussion Hirschauer 2001). Zugleich sehen sich nicht alle ‚natürlichen‘ Daten bzw. Dokumente gleichermaßen mit dem Verdacht konfrontiert, sie wären einzig Explikationen, nicht aber Praxis: Beispielsweise gelten für eine Praxisanalyse sogenannte Ego-Dokumente wie Tagebücher für die Rekonstruktion vergangener Praxen als naheliegend – anders als etwa Materialisierungen einer gepflegten Semantik.

Dabei kann es sich als hilfreich erweisen, sowohl von einem „Kontinuum der Explizität“, als auch von unterschiedlichen (medialen) „Aggregatzuständen“ von Wissen auszugehen, wie es Hirschauer (2011: 91; 2014) empfiehlt.

Die berechtigte Betonung der Bedeutung von Praxen und Kontexten der Aneignung und Produktion macht Texte (inklusive Bilder, Filme usw.) und die Analyse *deren* Mechanismen der Bedeutungsproduktion keineswegs irrelevant, auch nicht für praxistheoretische Forschung. Rezeptions- bzw. Aneignungspraxis ist wichtig, sogar maßgeblich, da sich keine textimmanent fixierten Bedeutungen (auf-)finden lassen (Reckwitz 2000: 610–611). Daraus folgt jedoch umkehrt nicht, dass sozial- und kulturwissenschaftliche Interpretationen von Texten hinfällig würden. Denn neben Anschlüssen *an* Texte sind auch diejenigen *in* Texten von Interesse, wenn davon ausgegangen wird, dass sich in Texten Praxen der Bedeutungs- bzw. Wissensproduktion materialisieren. Auch letztgenannte Praxen ruhen auf einem impliziten Wissen auf, re-aktualisieren ein solches und können nicht zuletzt daraufhin in der empirischen, intertextuellen Analyse untersucht werden.

Die Analyse von Texten bleibt damit eine gangbare Möglichkeit im Rahmen einer nicht zuletzt praxistheoretisch informierten kulturanalytischen Forschung. Eine solche hat dann jedoch auch nach dem performativen Wie zu fragen, nach den sich in Texten materialisierenden Vollzugsgegnerten der Bedeutungskonstitution: Repräsentation und Diskurs interessieren nicht nur als Wirklichkeiten konstruierende Prozesse, welche spezifische „sinnhafte Entitäten“ (Reckwitz 2008 a: 203) hervorbringen, geschweige denn einzig als sprachlich-reflexive Thematisierungen bzw. Explizierungen von etwas. Darüber hinaus geraten sie wie ihr korporales, ‚stummes‘ Pendant als Praxen in den Blick, die auf ein implizites Wissen und auf Wissensordnungen aufbauen – und damit auf Kontexten, die sie zugleich voraussetzen und praktisch aufspannen.

Aber wie genau sieht eine Analyse von Text, wie die interpretative Forschungsarbeit in der Folge aus? Hierauf gibt es, wenig verwunderlich, verschiedene Antwortmöglichkeiten. Klar ist, dass Text anders in den empirisch-forschenden Blick geraten muss, als dies in konventionellen Inhaltsanalysen der Fall ist. Unmittelbar zu fokussieren sind „die Sinn konstituierenden sozialen Prozesse“ (Hirschauer 2009: 104) – wobei noch eine solche Methodologie bekanntermaßen nicht nur mit unterschiedlichen (sozial-)theoretischen Prämissen unterlegt ist, sondern auch methodisch auf sehr unterschiedliche Art und Weise realisiert wird.

Ich habe im zweiten Kapitel herausgearbeitet, dass ich die letztlich differenztheoretisch informierte Annahme voraussetze, wonach jedwede nicht-/bewusst wie auch nicht-/reflexiv vollzogene soziale Praxis insofern als eine Form des Wegarbeitens, der Einschränkung von Kontingenz verstanden werden kann, als diese auf kontingenten Selektionen beruht, die Bestimmtes aktualisieren, während andere, bestimmte wie unbestimmte, Möglichkeiten nicht-realisiert und somit ausgeschlossen werden.⁸⁴ Praxis kann demzufolge als kontingente und als kontingenzbearbeitende Anschlusskommunikation bzw. -praxis interessieren (Nassehi 2017: 27). Wichtig ist dabei die Idee, dass Praxis stets in einer Vollzugs- bzw. Praxisgegenwart stattfindet und sich selbst mit ‚größeren‘, sprich gesellschaftlichen, Bezügen ausstattet, die als Kontexte vorausgesetzt und damit je neu geschaffen werden:

„Aus soziologischer Perspektive ist lediglich interessant, *wie* Kontingenz eingeschränkt wird. Das *Wie* läßt sich beobachten: als Anschluß des nächsten Ereignisses, des nächsten Satzes, der nächsten ‚Handlung‘, als was dies auch immer erscheint. Die nichtbeliebige Einschränkung von Kontingenz ergibt sich im operativen Vollzug der Kommunikation und verdeutlicht, daß jegliche Kommunikation eine Welt jenseits ihrer selbst kennt: Kontexte nämlich, in denen die Welt aufsteht, die von der Kommunikation selbst erzeugt wird. Aus dieser Paradoxie gibt es kein Entrinnen“ (Nassehi 2008: 92; Hervorh. im Orig.).

Meine Forschungs- bzw. Frageperspektive läßt sich folglich dahingehend präzisieren, dass ich beobachte, wie Kontingenz über die Re-Aktualisierung eines etablierten Unterscheidungsgebrauchs (Stichwort: Semantiken)⁸⁵ und über ihrerseits mehr oder weniger etablierte performative Modi des Unterscheidens praktisch bearbeitet wird. Ziel ist es nicht zuletzt, einige der zentralen Mechanismen und Perspektivitäten (fundierende Prämissen, Argumentationshorizonte, implizite Normativitäten, blinde Flecke usw.) herauszuarbeiten und zu diskutieren, die in Texten materialisierte Problematisierungen, (ethische) Reflexionen und Kritiken praktisch mit Plausibilitäten und Eindeutigkeiten ausstatten. Konkret bin ich bei meiner empirischen Rekonstruktionspraxis der in diesem Buch behandelten Fälle

84 Zur Unterscheidung von bestimmten und unbestimmten Negationen: Nassehi (2003: Kap. 1, 2).

85 Hierzu Zöhrer (2016) und die dort besprochene und zitierte Literatur.

dem von Armin Nassehi, Susanne Brüggem und Irmhild Saake (2002: 70) ausformulierten Verfahrensvorschlag gefolgt:

„Wir verwenden vielmehr ein Verfahren, das seinen Fokus auf die Frage richtet, wie die Texte selbst mit Kontingenz umgehen, d.h. wie sie Bedeutungen dadurch produzieren, dass sie andere Möglichkeiten explizit oder implizit ausschließen, negieren. Dieses Verfahren enthält eine entscheidende Sparsamkeitsregel: Sie verbürgt *nicht*, an eine *wirkliche* Bedeutung des Textes heranzukommen, sondern begnügt sich damit, die Selbstkonstitution von Inhalten, von Bedeutung, von Sinn nachzuvollziehen. Wir interessieren uns dafür, wie Kontingenzräume durch die Texte selbst aufgespannt werden und wie innerhalb dieser Räume das entfaltet wird, was als Problem, als Lösung, als Experte, als Klient/Leser usw. durch den Text behandelt wird“ (Hervorh. im Orig.).

Dass es sich hierbei nicht um eine (Auswertungs-)Methode im engeren Sinne, sondern vielmehr um eine Analytik handelt, scheint evident.⁸⁶ Dieser geht es zuvorderst um eine Beobachtung (zweiter Ordnung) kommunikativer Anschlüsse innerhalb einer sequentiellen⁸⁷ Beobachtung (erster Ordnung), nicht um interaktive oder rezeptive Anschlüsse an einen Text (auch wenn die interpretative Forschungspraxis selbst eine kontingente und dabei spezifische Form des Anschlusses darstellt). Unterstellt wird, dass sich in Texten materialisierende Praxen als kontingente Anschlüsse beobachten lassen – eben als diskursive Vollzugspraktiken, die auf einem impliziten, kontextuellen Wissen aufbauen und dieses ‚performen‘. Dabei werden textuell-materialisierte Repräsentationspraxen nicht auf ihren propositionalen Gehalt reduziert, sondern nach Möglichkeit (und je nach Forschungsinteresse) deren Performanz und Materialität mitbeobachtet. Eine Beobachtung bzw. Analyse von *intertextuellen* Redundanzen, Wiederholungen wie auch Unregelmäßigkeiten bleibt dabei zentral, eine Beobachtung also, die über textimmanente Sinnselektionen hinausgeht bzw. hin-

86 Zum Unterschied von Methode und Analytik zum Beispiel: Stäheli (2010).

87 Dass sich die Idee der Beobachtung von textimmanenter Anschlusspraxis wesentlich verkompliziert, sobald nicht mehr Satz an Satz anschließt, sondern stattdessen beispielsweise ein synchrones Bild vorliegt, scheint evident. Mit der Möglichkeit einer im angedeuteten Sinne differenz- und systemtheoretisch informierten Bildanalyse habe ich mich an anderer Stelle auseinandergesetzt (Zöhler 2015 b). Zu beginnen ist mit einer Art sequenzialisierenden Beobachtung, also einer verschriftlichenden Rezeption eines Bildes. Diese stellt dann eine Beobachtung/Beschreibung erster Ordnung dar, an die eine Interpretation bzw. Beobachtung zweiter Ordnung anschließt (Renggli 2005).

aussieht – und im besten Fall noch über Beziehungen zwischen Texten im engeren Sinne hinausweist (Ebert 1986). Hierüber lässt sich auf situationsübergreifend relevante, auf bewährte und eventuell naturalisierte Praxen der Kontingenzbearbeitung und eventuell der Kontingenzzinvisibilisierung stoßen (Denninger et al. 2014: 48).

Die genannten Überlegungen waren richtungsweisend für meine qualitativ-analytische Forschungspraxis, die den Ausführungen und Diskussionen in diesem Buch zugrunde liegt. Konkret habe ich mich bei der Verdichtung und Auswertung des Textmaterials, das ich zu einer Feinanalyse herangezogen habe, an einer Schrittfolge orientiert, die mit der intensivierten Beschäftigung mit Einzeltexten startet, um über die Herstellung intertextuell-thematischer Vergleichbarkeit von Textpassagen zu einer mehr oder minder generalisierenden Interpretation des Beobachteten zu gelangen, die in sozialwissenschaftliche Terminologien und Debatten eingelassen ist. Das beschriebene Vorgehen lehnt sich an den von Michael Meuser und Ulrike Nagel (1991) vorgestellten Einzelschritten an, die sie speziell mit Blick auf Expert_innen-Interviews präzisiert haben.⁸⁸ Ihr Verfahrensvorschlag stellt mitunter deshalb einen attraktiven Ausgangspunkt dar, weil er zu jenen Ansätzen gehört, die dezidiert darauf zielen, textübergreifende Beobachtungen zu generieren und dennoch die sich entfaltenden Relevanzstrukturen, Wirklichkeitskonstruktionen und Deutungsmuster (Meuser/Nagel 1991: 452) einzelner Texte wichtig nehmen, um letztlich „eine Verengung des thematischen Vergleichs *zwischen* den Interviews“ (Meuser/Nagel 1991: 456; Hervorh. im Orig.) – oder zwischen anderweitigen Textgattungen – auszuschließen.

Ausgehend von einzelnen Texten und Textpassagen und deren sequentiellen Lektüre wurden von mir Interpretationshypothesen aufgestellt, kritisch geprüft, weiterentwickelt und gegebenenfalls wieder verworfen (Roos 2013: 330; Keller 2007: 105). Parallel dazu habe ich mit von mir angefertigten Paraphrasierungen und Betitelungen anhand von alltagsterminologi-

88 Meuser und Nagel (1991: 455–464) differenzieren die folgenden Schritte: Transkription, Paraphrase, Überschriften, thematischer Vergleich, soziologische Konzeptualisierung, theoretische Generalisierung. Die Phase der Transkription konnte in meiner Forschung entfallen, da sämtliche analysierten Texte als Dokumente vorlagen. Notwendig erschien es mir, die HTML-Seiten der von mir ausgewerteten ‚Poverty Porn‘-Beiträge zu archivieren. Diese habe ich für die Feinanalyse auf Text reduziert, da es mir (dieses Mal) einzig um die Auswertung der Textanteile ging. Ich habe keine Software zur qualitativen Datenanalyse wie etwa MAXQDA verwendet. Stattdessen habe ich mit selbst zusammengestellten Word-Tabellen, Paraphrasen, Übersetzungen, Notizen usw. gearbeitet.

schen Überschriften in Form markanter, metaphorisch verdichteter O-Töne gearbeitet (Meuser/Nagel 1991: 457–459). Die Paraphrasen und Überschriften dienten dabei nicht nur der Strukturierung und Bündelung des umfangreichen Textmaterials. Darüber hinaus wurde mit deren Hilfe der textübergreifende bzw. intertextuelle Vergleich wie auch die fortgesetzte Arbeit an und mit den Interpretationshypothesen organisiert. „Rekursivität“ (Meuser/Nagel 1991: 465) war dann kennzeichnend für meine „Pendelbewegungen“ (Keller 2007: 95) zwischen übergreifendem Textkorpus und einzelner Text. Dabei habe ich den intertextuell-thematischen Vergleich unter wiederholter Rückkehr zu den Einzeltexten (auch solcher, die noch nicht in den Vergleich einbezogen wurden) so lange betrieben, bis sich eine Form theoretischer Sättigung einstellte.⁸⁹ Das Ziel bestand darin, sich „wiederholende Plausibilisierungen aus empirischem Material“ (Wiestler/Barth 2017: 162) zu rekonstruieren. Die im engeren Sinne soziologische Konzeptionalisierung und theoretische Generalisierung fand insbesondere im Zuge der interpretativen Ergebnisdarstellung bzw. -veranschaulichung statt, die in diesem Buch nachzulesen ist.

Aus meiner Sicht ist (nicht nur) für eine praxistheoretische Perspektive zentral, zu fragen, was man Texten und deren Analyse abverlangen kann und was nicht. Ich habe für mich letztlich folgenden Schluss gezogen: Man kann Texte analysieren, muss sich dann aber darüber im Klaren sein, dass dies wiederum ein je spezifischer Anschluss, eine spezifische Art und Weise und damit Praxis der Aneignung ist, wobei neben der resultierenden Analyse und deren (Re-)Präsentation auch der beobachtete Gegenstand als „ein spezifisches Produkt der Rezeptionspraxis des kulturwissenschaftlichen Interpretens“ (Reckwitz 2000: 611) zu gelten hat. So ist beispielsweise eine wissenschaftliche Beobachterin eine rezipierende Person unter anderen, die den Gegenstand ihrer Beobachtung konstituiert bzw. verfremdend zurichtet. Die eigene wissenschaftliche Analyse ist eine spezifische Form der Aneignung – und damit ihrerseits eine empirisch beobachtbare Praxis, die zum Gegenstand empirischer Analysen werden kann.

Beschrieben habe ich in den vorangehenden Kapiteln einige der theoretischen und methodologischen Prämissen ausführlicher, die meine Forschungsperspektive prägen. Diese werden im Weiteren vor allem gegen-

89 Klassisch hierzu: „Sättigung heißt, daß keine zusätzlichen Daten mehr gefunden werden können, mit deren Hilfe der Soziologe weitere Eigenschaften der Kategorie entwickeln kann. Sobald er sieht, daß die Beispiele sich wiederholen, wird er davon ausgehen können, daß eine Kategorie gesättigt ist“ (Glaser/Strauss 1998: 69).

standsnahe entfaltet. Die unmittelbar nachfolgenden Kapitel des zweiten Teils „Wissenschaftliche Repräsentation von Differenz und Andersheit“ widmen sich insbesondere der Frage, mit welchen Problemstellungen wie auch Lösungsangeboten sich wissenschaftliche Beobachtende im Zuge ihres Nachdenkens über, Forschens zu und Praktizierens von Repräsentation konfrontiert sehen.

